

(Nachdruck verboten.)

10]

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Mesø.

7.

Auf dem Grunde von Belles Seele lag eine undeutliche Vorstellung, daß er zu etwas Besonderem ausersehen sei; es war dieser alte Traum vom Glück, der nicht ganz befriedigt werden konnte durch die guten Verhältnisse für alle, die zu schaffen er behilflich sein wollte. Sein Schicksal war für ihn nicht mehr eine schwer niederdrückende Vorausbestimmung zum Elend, die nur durch ein Wunder aufgehoben werden konnte; er war selbst Herr seiner Zukunft, daran baute er ja rastlos mit! Aber über das hinaus war da noch etwas anderes, etwas, was ihm und dem Leben allein gehörte und was kein anderer auf der Welt übernehmen konnte. Was es war, darüber legte er sich auch jetzt keine Rechenschaft ab; es war etwas, das nur ihn über alle andern erhob, geheimnisvoll, so daß er nur selbst es fühlte. Es war dieselbe dunkle Empfindung, ein Geweihter zu sein, die ihn immer vorwärts getragen hatte; und wenn sie sich zu einer bestimmteren Frage gestaltete, antwortete er sich selbst mit dem vertrauensvollen Nicken seiner Kindheit, ja, er wollte die Sache schon dechselfeln. Als wäre das, was ihm widerfahren sollte, beständig so groß und wunderbar, daß es nicht ausgesprochen, ja nicht einmal gedacht werden konnte. Er sah seinen Weg vor sich und wanderte stark, mutig darauf vorwärts. Es gab keine anderen Feinde, als die ein kluger Mann erblicken konnte: die bösen, lauerten Mächte, die in seiner Kindheit erdrückend über seinen Kopf gebangen hatten, waren die Schatten von dem Elend des armen Mannes. Etwas anderes Böses gab es nicht, und das war auch unheimlich genug. Er wußte jetzt, daß die Schatten lang waren. Worten hatte Recht. Weil er selbst im Licht gelaufen war und gespielt hatte, als er ein Kind war, konnte sein Sinn dennoch gut durch das Elend all derer verfinstert werden, die tot waren oder an fernen Orten kämpften; das war es ja, worauf das Solidaritätsgefühl beruhen sollte. Das Uebernatürliche existierte ganz einfach nicht, und das war gut für die, die mit ihren physischen Kräften kämpfen sollten. Kein unsichtbarer Gott sah da und hatte seine eigenen Pläne für sie oder kreuzte andere. Was man wollte, das konnte man auch durchführen, wenn man nur genug Kräfte dafür einsetzte; Kräfte — das allein war es, worauf es ankam! Und Kräfte waren ja da. Sie mußten nur vereint werden, um zusammen zu wirken.

Es wunderte die Leute immer, daß er, der so eifrig und solide war, in der „Arche“ wohnte und nicht auf der Nordbrücke bei den andern, im Herzen der Bewegung. Es wunderte ihn selbst auch, wenn er zufällig einmal darüber nachdachte; aber er konnte sich nun einmal von hier nicht losreißen. Hier, auf dem Grunde des Ganzen, hatte er Frieden in seiner Not gefunden. Er war zu treu, um ihnen jetzt, wo es ihm gut ging, den Rücken zu wenden.

Er wußte, sie würden es als Verrat empfinden; die Vergötterung, die die Bewohner den drei verwaisten Kindern entgegenbrachten, war auch auf ihn übergegangen; er war ja das Findelkind, das vierte Glied der „Familie“, und jetzt waren sie obendrein stolz auf ihn!

Es war nicht die Sache der Bewohner der „Arche“, Pläne für das Dasein zu schmieden, sie überließen dem morgenden Tag die Sorgen für das Seine; Zukunft existierte gar nicht. Sie waren sorglose Vögel, die einmal Havarie gelitten und es wieder vergessen hatten. Viele von ihnen nahmen die Nahrung da, wo sie sie fanden; so verkommen sie auch sein konnten, ließ der geringste Sonnenstrahl sie aufzwickeln und alles vergessen. Von der Bewegung und all dem Neuen plauderten sie leichtsinnig wie schwachende Stare, die die Laute im Vorbeifliegen aufgeschnappt haben.

Aber da ging Pelle so sicher dahin und stemmte die Schultern dagegen und kam wieder zu ihnen heim! Er war nicht bange; er konnte dem Dasein gerade in die Augen sehen und fest in die Zukunft hineingreifen, vor der sie schauernd

die Augen schlossen. Sein Name erhielt dadurch einen eigenen Klang. Pelle war ein Prinz, nur schade, daß er die Prinzessin scheinbar nicht haben wollte. Groß und gut gewachsen war er, und er erschien ihnen noch größer. Sie kamen zu ihm mit ihrem Elend und luden es auf seine starken Schultern, dann konnte er es für sie tragen! Und Pelle nahm es in Empfang mit einem stärkenden Gefühl, daß es vielleicht nicht ganz zwecklos war, daß er sich hier aufhielt — dem Grund des Ganzen so nahe!

In dieser Zeit traten die Witwe Franzen und ihr Ferdinand in den Vordergrund; irgendwo mußte das Unglück ja haufen!

Ferdinand war ein kräftiger, achtzehnjähriger Bursche, mit einem stark gebauten Kopf, der so aussah, als sei er ursprünglich dazu eingerichtet, die Wissenschaft der ganzen Welt zu umfassen. Er brauchte ihn, um Kopfnüsse damit anzuteilen, eine andere Verwendung hatte er nicht dafür.

Er war durchaus nicht dumm, man mußte ihn eigentlich einen begabten Jungen nennen. Aber die Begabung war allmählich von sonderbarer Beschaffenheit geworden. Als kleines Kind hatte er sich mit einem verjoffenen Vater herumprügeln müssen, um die Mutter zu schützen, die keinen anderen Schutz hatte. Dieser ungleiche Kampf mußte gekämpft werden und mußte notwendigerweise seine Schmerzempfindungen wie überhaupt seinen Sinn für Gefahr abtumpfen. Er wußte, was feiner hartete, ging aber doch blind darauf los, sobald die Mutter angegriffen wurde. Wie der Hund auf die großen Raubtiere losgeht, hing er sich heulend an die Bleisäule des großen Mannes und war nicht abzuschütteln. Er haßte den Vater und wollte aus dem Grunde Schutzmännchen werden, wenn er groß war. Mit seinem abgestumpften Drauflosgehmut eignete er sich auch gut dazu. Er wurde ein Herumtreiber!

Allmählich, als er heranwuchs und Kräfte bekam, ward der Kampf nicht mehr so ungleich, der Vater fürchtete ihn und sann auf Rache; und einmal, als Ferdinand reichlich kräftig zugegriffen hatte, meldete er ihn, und er wurde bestraft. Der Knabe fand, daß das eine blutige Ungerechtigkeit sei, die Spuren waren ja eine Folge der Prügelei, und diese wieder eine Folge davon, daß die Mutter nicht in Frieden gelassen werden konnte. Von nun an haßte er die Polizei und machte seinem Haß bei jeder Gelegenheit Luft. Die Mutter war der einzige Mensch, an dem er noch hing. Es war ein Lichtblick, als der Vater starb. Aber es kam zu spät, um eine Veränderung herbeizuführen. Ferdinand hatte schon längst angefangen, die Mutter auf eine eigene Weise zu versorgen, halb um die bestehende Ordnung herum. Er war auf der Straße aufgewachsen und gehörte schon von klein auf zu den heimlich Gezeichneten. Die Polizei kannte ihn sehr wohl und wartete nur auf eine Gelegenheit, ihn anzufordern, näher zu treten. Ferdinand konnte es den Augen der Schutzleute ansehen, daß sie sicher auf seinen Besuch rechneten und ein Bett für ihn da drinnen im Hotel auf dem Neumarkt bereithielten.

Aber Ferdinand ließ sich nicht fangen. Hatte er etwas Zweifelhaftes vor, so verstand er es auf alle Fälle, sich geschickt aus der Sache zu ziehen. Er war ein ungewöhnlich geschmeidiger und kräftiger Bursche, der sich auch nicht davor scheute, Hand anzulegen; er hatte allerlei zufällige Arbeit und richtete sie stets gut aus. Aber jedesmal, wenn er in etwas hineingesteckt wurde, was eine Zukunft hatte, in irgendeine geordnete Arbeit, die gelernt und mit Geduld angeeignet werden mußte, dann wollte es nie mit ihm gehen.

„Sprich Du mit ihm, Pelle!“ jagte die Mutter. „Du bist so besonnen, und vor Dir hat er Respekt!“ Pelle sprach auch mit ihm und war ihm behilflich, einen Beruf zu finden, der sich für ihn eignete. Und Ferdinand ging mit gutem Willen an die Arbeit; aber als er bis zu einem gewissen Punkt gelangt war, war es wieder aus.

Der Mutter fehlte es nie an dem Nötigsten; nur schaffte er es immer erst im letzten Augenblick herbei. Sonst stand er in irgendeinem Torweg am Markt und lungerte herum, die Hände in den Taschen, und die weiche Schulter gegen die Mauer gelehnt. Er war immer in Morgenschuhen und Pulswärmern, in gewissen Zwischenräumen spie er auf den Bürgersteig, seine wasserblauen Augen folgten den Vorüber-

gehenden mit einem unergründlichen Ausdruck. Der Schutzmantel, der herausfordernd an seinem Standplatz vorbeipatrouillierte, schielte jedesmal, wenn er vorbeikam, geheimnisvoll zu ihm hin, als wollte er sagen: Können wir den Raban nicht bald zu fassen kriegen, warum macht er nicht einmal einen Streich?

Es kam ganz von selbst eines Tages, und nicht infolge einer Ungeschicklichkeit von seiner Seite — in der „Arche“ hob man das ganz besonders hervor —, sondern sein gutes Herz war schuld daran. Wäre Ferdinand nicht der gewesen, der er war, so wäre die Sache nie schief gegangen, er war ein begabter Junge.

Er war drinnen beim Krämer an der Ecke des Marktes und wollte für 5 Pf. Kautabak kaufen. Ein achtjähriger Knabe aus der „Arche“ stand am Ladentisch und bettelte um ein wenig Mehl auf Kredit für seine Mutter. Der Krämer machte einen gewaltigen Lärm aus der Sache. „Anschreiben, jawoll! Man hat sich ja hier an der Ecke niedergelassen, um all die Armen im ganzen Viertel zu füttern. Morgen soll ich das Geld haben? Sonderbar, daß man in diesem elenden Armenviertel immer gerade morgen Geld hat. Aber morgen das kommt bloß nicht!“

„Herr Petersen kann ganz sicher sein!“ sagte der Kleine leise.

Der Krämer fuhr fort zu höhnen, fing aber doch an, das Mehl abzuwägen. Vor der Waagschale waren Reifigbesen und andere Waren aufgestapelt, aber Ferdinand konnte doch sehen, wie der Krämer der Waage mit dem Finger nachhalf. Er mogelt im Gewicht, weil es für die Armen ist, dachte er und fühlte einen bösen Stich durch den Kopf, in dem der Gedanke entstanden war. Der Knabe stand da und fingerte mit etwas Eingewickeltem in seiner Hand herum. Plötzlich fiel eine Krone an die Erde und rollte da unten herum. Der Krämer warf einen blitschnellen Blick auf die Geldschublade, indem er über den Ladentisch sprang und den Jungen im Nacken packte. „Ei, ei,“ sagte er scharf, „so ein kleiner geschickter Strolch!“

„Ich habe nicht gestohlen,“ schrie der Junge und suchte sich loszumachen, um zu seiner Krone zu gelangen. „Das ist Mutters Geld!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Atheist von Gottes Gnaden.

Zum 200. Geburtstag Friedrichs II. von Preußen.

Die Unsterblichkeit Friedrichs II. von Preußen endete 1806 — bei Jena. Die Unsterblichkeit hatte 66 Jahre sich behauptet und den physischen Tod des Königs nur zwei Jahrzehnte überdauert.

Die Verfasser Hohenzollerischer Familienromane freilich, die man in Preußen auch Historiker nennt und die um so gefährlicher fabulieren, seitdem sie statt der stumpfen Methode überschwänglicher Byzantinerei den auch die „Flecken“ sorgsam auspinselnden Stil objektiver Würdigung der Persönlichkeit anwenden, wissen es anders. Leopold von Ranke stellt an die Spitze seines Friedrichs-Alts die Sage: „Als Friedrich II. am 17. August 1786 in Sanssouci starb, hatten Europa und Amerika ihre Augen auf diesen Platz geheftet; ein Staat war geschaffen, welcher der königlichen Würde allgemeine Bedeutung gab. Friedrich II. hatte sich einen Ruhm erworben, der die Welt erfüllte. Manchen Fürsten ist der Name des Großen nur bei seinen Lebzeiten beigelegt, dann aber wieder vergessen worden; Friedrich II. hat denselben bei der Nachwelt behauptet.“

Ein Staat war geschaffen? Ein Staat war zertrümmert! Es war nicht nur der unveränderte Staat Friedrichs II., den Napoleon beseitigte, der schimpflicher Untergang als irgend ein Land der Weltgeschichte, diese Niederlage hatte der große König organisiert. Das Preußen von Jena war dasselbe wie das Preußen von Koffbach. Nur die Welt draußen war von Grund aus erneuert, und die Volkshere der Revolution warfen die Friederizianische Armee geprügelter Mietlinge über den Haufen. Der jähe Absturz nach gewaltigem Weltraum war auch keineswegs dadurch erklärt, daß in dem Staate Friedrichs durch seine Nachfolger der befehlende „Geist“ Friedrichs zerstört worden war, der das Unveränderte, stöckig Stodende hätte lebendig erhalten können. Was man Friedrichs Geist nennen konnte, lebte auch zu seinen Regierungszeiten nirgends in Preußen. Friedrichs überall hintappende fahrtiger und dunkelhafter Dilettantismus hatte vielmehr die Anfänge eines sich festigenden Staatswesens wieder zerrüttet, und seine Nachfolger, denen auch ein preussischer Geschichtsprofessor nicht „Geist“ irgend einer Art nachzusagen mag, haben eher sich bemüht, die ärgsten Schäden der Friederizianischen Herrschaft ein wenig ausbessern zu lassen; Preußen wurde unter ihnen weit eher einem „Staate“ ähnlich als unter Friedrich.

Friedrichs II. Vater und Vorgänger, der in jedem Zuge das Temperament des Alkoholikers zeigt, hatte auf seine Art einen preussischen Zuchtstaat geschaffen, wüst und toll. Der große Sohn hat das Erbe so hinterlassen, wie er es übernommen.

Es ist wahr: Friedrich hat Preußen um viele Quadratmeilen und Untertanen vermehrt, aber sein gänzlich vermorfener Nachfolger war ein noch größerer Mehrer des Reichs. Und der Länderraub, der mit dem ohne diplomatische Verhandlungen und Kriegserklärung verübten Einfall in Schlesien begann und mit der schimpflichen ersten Teilung Polens abschloß, war weder eine nationale Erweiterung noch eine staatliche Vereinheitlichung — er war nichts weiter wie eine dynastische Betriebsvergrößerung. Die politisch-sozialen Zustände Preußens erfuhren grundsätzlich keinerlei Aenderung, wurden aber in ihrer Wirkung noch grauenvoller. Der kulturelle Umschwung endlich, der übrigens nur eine innere hoffische Angelegenheit war, ist durchaus nicht überwältigend. Friedrich war seinem Vater viel ähnlicher, als es bei oberflächlicher Betrachtung scheinen möchte. Der Weg vom Tobakskollegium zur Tafelrunde in Sanssouci, von den „in tormentis“ der Sicht gemalten Bildern des Vaters bis zum Flötenspiel des Sohnes, von der ewig qualmenden Tabakspfeife bis zur unendlichen Schnupstabsdose, von dem deutschen Rheinwein bis zum französischen Bordeauxwein und Sekt, von den unflätigen Joten bis zu den erotischen Wigen — der Weg war nicht weit; es waren Variationen desselben Charakters unter dem Einfluß veränderter Zeit.

Gleichwohl die Spuren Friedrichs und seiner Politik wirkten weithin und Friedrichs Regierung ist noch heute europäisches Verhängnis. Diese Behauptung scheint ein Widerspruch mit der Zeugung seiner Größe und zudem ein Zugeständnis an die hoffische Geschichtsauffassung. Aber der Widerspruch löst sich: Friedrichs Politik war eben nicht seine Politik. Es war die Politik einer Klasse, des preussischen Junkertums, dessen prägelnder Kräfteherd er war. Friedrich hat die Herrschaft des Adels mehr wie irgend ein Vorgänger befestigt. In der Schärfe seines Begriffs sollte man überhaupt nicht vom Absolutismus Friedrichs reden, mag man ihn nun höchst aufgeklärt oder höchst despotisch nennen. Dieser preussische Scheinabsolutismus hat nicht die geschichtliche Aufgabe erfüllt oder auch nur verübt, eine wenn nicht nationale, so doch staatliche Einheit herbeizuführen. Die „Wiedergeburt einer militärisch-patriotischen Regierungsform“, von der Karl v. Meier, der Süddeutsche, im Hinblick auf Friedrichs Preußen sprach, war gar kein absolutistischer Staat, weil er kein Staat war. Der absolute König Preußens war lediglich der Gutsbesitzer der städtischen Untertanen, außerdem der Eigentümer bewaffneter Sklaven; neben ihm und über ihm herrschten die unabhängigen Gutsherren des flachen Landes, die der König an der Beute und der Rente seiner Stadtgutherrlichkeit und seiner militärischen Ausbeutung teilnehmen läßt. Die Junkerpolitik wurde Preußen, Deutschland, Europa zum Verhängnis.

Mirabeau hat das schlagende Wort geprägt, die einzige Industrie Preußens sei der Krieg. Wie der Junker seine Gutsbesitzerschaft ausbreitete, indem er Bauernland sich aneignete, so erweiterte die regierende Familie ihren Besitz, indem sie Länder annectierte. Eine neu erbeutete Provinz, das war nur eine Sache, deren Wert für den eigenen Schatz man nach Quadratmeilen, Bodenschätzen, Fabriken, Zahl des Viehs und der Untertanen abschätzte (wie man heute Kolonien betrachtet!). Um seinen Besitz zu erweitern, und wie er selbst zugestand aus Ruhmbegier, war Friedrich, der als Kronprinz humanitäre Stilproben gegen den Krieg massenhaft erzeugt hatte, unmittelbar nach seinem Regierungsantritt in Schlesien eingefallen — mitten im Frieden, leichten Herzens. Aus diesem ersten schlesischen Krieg entstanden der zweite schlesische und der Siebenjährige Krieg mit seinen furchtbaren Verheerungen, seinen blutigen Reichthumsopfern, seinen Seuchen — es starben nach der Schlacht von Torgau (8. Nov. 1760) von 9700 Verwundeten 2000 an Bundstarrkrampf —, seinen Hungersnöten, seinem erschöpfenden Steuerdruck. Diese rein dynastische Politik des „Länderlegens“ zerrüttete die nationalen, wirtschaftlichen, physischen Kräfte Preußens und rüstete seinen schnellen Zusammenbruch.

Nichts ist alberner, als von den weitblickenden nationalen Plänen Friedrichs zu sprechen. Antinationaler und kurzfristiger ist nie seine Politik gewesen. Sein Hirn war von der einzigen Idee erfüllt, der habsburgischen Familienkonkurrenz Abbruch zu tun. Nichts anderes wollte er. In diesen Kämpfen und durch sie festigte er im Osten die russische Herrschaft, verteidigte er den französischen Besitz Elßaz-Lothringens gegen das deutsche Oesterreich, förderte er, seit seinem verräterischen, von Voltaire in jornigen Versen gestüpften Bruch mit Frankreich, die koloniale Welt Herrschaft Englands: Mit den 81 Millionen Mark, die England im Siebenjährigen Krieg an Friedrich zahlte, damit er mit seinen Soldaten Frankreich beschäftigte, hat England sich sein Weltreich erkauft, indem es die französischen Kolonien wegnahm. So hat Friedrich durch seine dynastisch bornierte Weltpolitik die Weltmächte gegen Preußen und Deutschland recht eigentlich organisiert. Er hat Ausland an der Reichel, Frankreich an Rhein und England jenseits der Meere gefestigt. Dafür löste er Deutschland noch mehr auf. Die nationale Einigung aller Deutschen hat niemals auch nur für einen Augenblick sein Bewußtsein bewegt. Deutschland war ihm ein fremder Begriff, mußte es sein, weil es kein Volk für ihn gab.

Wie seine internationale, auswärtige Politik zerlegend wirkte, so seine Politik im Innern. Sie führte unterhalb des Absolutismus in feudale Anarchie, in der er nur ein Gewalthaber war von vielen. Er trieb nicht „Staats-“, sondern Privatwirtschaft. Gerade daß er sich den „ersten Diener des Staates“ nannte, bedeutete Schlimmeres als den Absolutismus, der sich mit dem Staat identifiziert; es ist ein Absolutismus ohne Staat und ohne Verantwortung. Diese Staatsdienerschaft ist ein päpstlich-kerikaler Kunstgriff. Würden die Herrscher der Kirche sich selbst als Götter behaupten, so würde mit der Uebernahme solcher persönlichen Verantwortung ihre Vernichtung besiegelt. Darum erklären sie sich als Beauftragte einer übersinnlichen Macht, die nicht angegriffen und zerstört werden kann. So bezeichnet sich Friedrich nicht als den Inbegriff des Staates, sondern als den Diener eines mystischen Staates, der alles, nur nicht die Gemeinshaft eines Volkes ist. Die Staatsdienerschaft Friedrichs ist die atheistische Formel für das Gottesgnadentum. Er stellt sich unter den Schutz einer jenseitigen Staatsidee, hinter der als einzige Wirklichkeit — der Diener selbst steht.

Friedrichs Wirtschaftspolitik — ein privatwirtschaftliches Herrbild des Merkantilismus — ist Negation des Staates. Sie ist nur auf die Sammlung eines Staatschatzes gerichtet. Staatschatz aber — das heißt wieder nur Privatvermögen. Die gesamten Einnahmen fließen in einen königlichen Dispositionsfonds, über den der Herrscher frei verfügt; sein Vorgänger war schon weiter in der Trennung öffentlicher und privater Gelder gekommen. Die einzige Regel der königlichen Delonomie ist: Ueberhäufte in barem Gelde. Deshalb: keinen Groschen ins Ausland, Hebung der inländischen „Industrie“, die mit den kündlichsten und gewalttätigsten Mitteln vergeblich emporzutreiben versucht wird. Statt Waren werden aus dem Auslande Menschen eingeführt, sofern man Geld bei ihnen vermutet oder die sich als Arbeitskräfte verwenden lassen. Darum ist Friedrich „tolerant“. Als der Jesuitenorden verboten und überall verfolgt wird, schafft ihnen Friedrich, der Freund Voltaires, der König, der unablässig über Pfaffen, Minder, Jesuiten schimpft, in Schlesien ein Asyl, so lange er nämlich märchenhafte Reichtümer bei ihnen vermutet. Mit allen Mitteln leitet Friedrich Geld in den „Staatschatz“: Ein unübersehbares Gewirr von Kopfsteuern, Akzisen, Eingangs- und Binnenzöllen, Stempelsteuern pumpt die arbeitenden Untertanen leer. Als mit wachsendem Alter seine Menschenverachtung und Hochmut ausschweifend entartet, wird der Steuerdruck unerträglich, der ausschließlich auf den Bauern und den Bürgern lastet. Der Adel ist nicht nur steuerfrei, sondern der König beteiligt ihn auch am eigenen Geschäft: er bekommt alle feiten Kosten in Staat und Armee; nach dem Siebenjährigen Kriege erhalten die Junker die Hälfte und mehr des Wertes ihrer Güter in barem Geldgeschenken. Der König las persönlich nur Zuschriften von Adeligen, die an ihn gerichtete Korrespondenz von bürgerlichem und bäuerlichem Paß überließ er seinen Schreibern. Die Bauern mußten Kopfsteuern entrichten, die „Kontribution“, 28 $\frac{2}{3}$ Proz. des Reinertrages ihrer Höfe jährlich. Um diese Steuerzahler, die zugleich lebenslänglich militärpflichtig waren und Fuhrer, Vorspann, Reitpferde, Futter für die Militärpferde stellen mußten, nicht zu vermindern, verbot Friedrich die Einziehung von Bauernhöfen durch die Adeligen; das ist der berühmte „Bauernschutz“, um den sich die Junker obendrein nicht kümmerten. Die Bürger in den Städten erstickten unter den Abgaben auf Gebrauchsmittel, Verkehr, Handel und Wandel; es war schlechthin jede Lebensregung doppelt und dreifach besteuert. Dazu wurden in den letzten Jahren die Steuern an die französische „Regie“ verpachtet. Salz- und Tabakregale, ein Kaffeemonopol verschärften noch den ungeheuren Druck und den wachsenden feigen Haß gegen den Despoten.

Der Siebenjährige Krieg wurde geführt mit den 81 Millionen Mark englischer Subsidien, 160 Millionen Mark, die durch Belegung von Kursachsen, Mecklenburg und Vorpommern gebrandschagt wurden; weitere 87 Millionen Mark wurden gewonnen, indem Friedrich zwar alle Summen in gutem Gelde verlangte, aber alle Zahlungen mit verschlechterten Münzen und entwertetem Papier leistete. Friedrich trieb schließlich die jährlichen Staatseinnahmen auf jährlich über 20 Millionen Taler, von denen 12 $\frac{1}{2}$ für das Heer, 4 für den Hof und die Zivilverwaltung, 2 bis 3 zur Anfüllung des Staatschatzes verwandt wurden; für Kulturausgaben war kein Taler übrig.

Die sozialen Verhältnisse waren entsetzlich. Die Bauernsklaverei wurde auf keine Weise gemildert. Es gab nicht die geringste Rechtssicherheit. Der König greift willkürlich in alle Verhältnisse seiner Untertanen ein. Die alte Grausamkeit der Justiz wurde bewahrt. Auch wer sich bei seinem Studium preussischer Geschichte daran gewöhnt hat, keine einzige überlieferte Tatsache ungeprüft zu übernehmen, ist doch überrascht, wenn er bei der Durchsicht der fürchtbaren Folianten altpreussischer Edikte entdeckt, daß der humane Friedrich, der König der Aufklärung, es noch verstanden hat, sogar die Verordnungen seines unheimlichen Vaters zu verschärfen.

In diesem Staate gab es keine Freiheit. Niemals ist ein Wort über politische Dinge gestattet worden. Die geistige Freiheit bestand lediglich in den königlichen Ankedoten, die darüber erzählt worden sind, wie ja denn auch Friedrich selbst ganz sozialistische Steuertheorien — geredet hat. Friedrich war nicht nur sein eigener „Diener“, sein Feldherr, sein Kanzler, seine eigene Akademie und Grammatik, sondern auch sein eigener Offiziosus. Er hat

in Berichten, Aeußerungen, Schriften die herrlichsten, edelsten Auffassungen entwickelt, nur hat er ihnen nie einen Einfluß auf seine wirklichen Gesinnungen und Taten verstatet.

Wenn gleichwohl das Bild Friedrichs bedeutend skizziert, so leibt ihm das Zeitalter der französischen Aufklärung die täuschende Farbe. Der Geist der Enzyklopädisten und die Kunst des Kokolo (an der Friedrich ein mehr sinnlich-stoffliches Interesse nahm) verleitet dem König trügenden Glanz. Aber während er die edlen Gedanken und Empfindungen der Aufklärung stilisiert, verrät er in den unbewachten Gesändnissen doch nur die preussisch-berbere Losgebundenheit des alten Regime. Die Historiker geben sich viel Mühe, aus der Hohenzollerngeschichte den schrecklichen Alex zu radieren, daß ihr berühmtester Sproß ein Atheist gewesen. Seine Pfaffenfeindschaft, seine frivolten Spötereien über alle positiven Religionen — seinem Freunde d'Argens über alle positiven Religionen — seinem Freunde d'Argens gab er einst eine Kanne Del ins Bett, um ihm, der sich hypochondrisch sterbenskrank fühlte, die „letzte Delung“ zu spenden — lassen sich nicht gut leugnen; und daß er trotzdem darauf hielt, die Religion seinen Untertanen zu erhalten, verschlimmert noch die königliche Gottlosigkeit. Aber einen blassen „Deismus“ möchte man wenigstens reiten, und man zitiert allerlei schöne Stellen über Friedrichs Glauben an eine göttliche, wenn auch unpersonliche Vorsehung. Die frommen Retter vergessen nur eines: Friedrich war viel mehr der Schüler und Anhänger de la Mettrie als Voltaires. De la Mettrie, bei dessen Namen sich noch heute selbst die radikalsten Denker bekreuzigen, lebte und starb an seinem Stoff. De la Mettrie war nicht nur extremer Materialist im philosophisch-naturwissenschaftlichen Sinne, sondern auch ethisch „Materialist“, so wie ihn die Traktäthen-Gelehrsamkeit denunziert: Sinnlicher Lebensgenuss war ihm Lebensziel. Sein Lehrbuch physischer Liebe wurde am Hofe Friedrichs eifrig gelesen und — befolgt. Aber auch de la Mettrie leugnet nicht die Existenz eines höchsten Beweins, er hält sie sogar für wahrscheinlich. Nur erscheint ihm die Frage — de la Mettrie ist im übrigen ein origineller, aufrichtiger und feiner Kopf — für die Praxis des Lebens ganz gleichgültig. Das war genau die wirkliche Auffassung Friedrichs. Er herrschte gottlos über ein entgöttertes Reich — ein Atheist von Gottes Gnaden, der nur von den Münzen, aber nicht aus seinen Regierungsfundgebungen die Formel der göttlichen Begnadung wegließ.

Das slavischste Land in Europa“, eine „verzweifelte Galeere“ hat Lessing das Preußen Friedrichs genannt. Von einem „Schinder der Völker“ sprach Bindelmann. Eine „ununterbrochene Wachtstube“ hieß Graf Alfieri das Land. Als „buntschichtige Mischung von Barbarei und Humanität“, als ein System ohne Mitleid und Gewissen, Moral und Religion, aber voll Aberglauben und Grausamkeit schildert dieses Preußen 1776 Lord Malmebury.

Inzwischen hat sich eine düstere Ahnung Lessings erfüllt; heute redet man vom „Zeitalter Friedrichs des Großen“.

K. E.

Gesändnisse und Schöngestereien.

Die Schriften, Dichtungen, Briefe Friedrichs II. von Preußen sind häufig auf „schöne Stellen“ hin ausgepreßt worden. Friedrich II. schriftstellerte gern, und es war ihm ein Vergnügen, landläufige Gedanken und Empfindungen der französischen Aufklärung in Verse zu bringen. Alle diese Erzeugnisse haben keine Eigenart. Es sind blasse Abzüge fremder Originale. In ihr literarischer Wert unbedeutend, so sind diese schriftstellerischen Veruche noch weniger Urkunden für die wirklichen Gesinnungen Friedrichs II. und ganz und gar nicht für seine Regierungspraxis und menschlichen Handlungen. Er stilisierte das Zeitalter der französischen Aufklärung noch einmal auf seine dilettantische Art, aber all die freien Gedanken und edlen Empfindungen der Humanität sind Schulaufsätze nach Vorlagen, die nichts gemein mit seinem inneren Wesen haben. Auch seine Briefe sind schöngestige Vergnügungen des Verstandes und Wizes, mit angelegener Bildung erfüllt, aber keine Bekenntnisse.

Dagegen gibt es auch eine große Anzahl von Aeußerungen, die wirklich Friederizianisch sind, in denen der Mensch zum Durchbruch kam. Sie sind derb bis zur Unstätigkeit, boshaft, bisweilen nicht ohne Witz, und in ihnen entbült sich der Lebendige Mensch (statt des Literaten) und der wirkliche König des echten Preußen. Jedes einzelne dieser Bekenntnisse steht in Widerspruch zu den sorgsamten Uebungen seiner Schriftstellerei.

In den folgenden Aeußerungen stellen wir durcheinander Zeugnisse der beiden Arten zusammen. Man wird daraus erkennen, auf welche Weise eine aufrichtige Geschichtsschreibung Friedrichs-Zitate benutzen darf.

Religion, Kirche.

Mein System ist, das höchste Weien anzubeten, als das einzig Gute, einzig Barmherzige, das deswegen meine tiefste Ehrerbietung erheischt, den Menschen, deren elendes Verhältnis mir bekannt ist, es zu lindern und zu erleichtern, und übrigens mich auf den Willen des Schöpfers zu verlassen.

An Voltaire.

Wie kann der Baron von Holbach mit Wahrheit sagen, die christliche Religion sei die Ursache von den Uebeln des Menschen- geschlechts? Er hätte, um sich richtiger auszudrücken, sagen sollen, Stolz und Eigennuz der Menschen gebrauchten diese Religion zum

Vorwände, die Welt zu beunruhigen und ihre eigenen Leidenschaften zu befriedigen.

An d'Alembert, 18. Okt. 1770.

Ins künftige werden die Herren Pfafen wohl vernünftiger werden und nicht gedenken das Direktorium und mir Pfafen anzudrehen. Die Galischen Pfafen müssen kurz gehalten werden; es seiend Evangelische Jesuiten, und Mus Man sie bei alle Gelegenheiten nicht die mindeste Auctorität einräumen.

Randbemerkung, Februar 1745.

Die Herren Priester oder Kathederredner, wer sie sind, haben nichts zu befehlen, sondern nur an Christ Statt zu bitten, d. h. schriftmäßig, nicht als die übers Volk herrschen.

Kabinettsorder vom 18. Mai 1781.

Keinen Pfafen, das komt nichts mit heraus.
Randbemerkung 1773.

Der Abt Tanget nichts. Man mus Einen andern in die Stelle haben. Kein Mensch wil jeho Seine Kinder dahin Schicken weil der Kerel ein übertriebener pietistischer Narr ist.

Randbemerkung 1770.

Wenn auch 100 Priester heute den geistlichen abscheit nehmen, so kan man Morgen 1000 wieder kriegen. Soldaten kriegen Brodt, aber Priester leben von das Himmlische Manna was von da oben kömt und idt ihr Reich nicht von dieser Welt, sondern von jener, weder petrus noch paulus haben brodt Korn gekriegt und ist im Neuen Testament kein Apostel-Magacin zu finden.

Randbemerkung 1740.

Dort, wo die meisten Klöster und Mönche sind, ist das Volk am blindesten dem Aberglauben hingegenben.

An Voltaire.

Unsere heutigen Religionen gleichen der Religion Christi nicht mehr . . . Ein Christ unzeres Jahrhunderts ist einem Christen des ersten Jahrhunderts gar nicht mehr ähnlich.

An d'Alembert.

Kunst und Künstler.

Ihr müßte mit den Comödianten nicht so vile Complimente machen, sondern die, die sich ungebührlich betragen, brav bestrafen.

An Arnim.

Die Hure soll die Arien singen, wie ich es verlange und nicht widerspenstig sein.

An Arnim 15. Juli 1776.

Die gegenwärtigen Conjunctionen lassen ernsthaftere Scenen erwarten: man kann sehr wohl der komischen entbehren und dies ist der Grund, wesshalb Ich den sämtlichen Schauspielern und Schauspielerinnen Meines französischen Theaters ihre Gehalte und Pensionen entziehe. Das Eure ist ebenfallts mit inbegriffen und nachdem Ihr sämtliche französische Comödianten verabschiedet habt, wird es ganz in Eurem Belieben stehen, Eure ganze Sorgfalt Euren Liebchaften zu widmen.

Cabinettsorder an Arnim. 30. März 1778.

Meine Muse . . . ist ein Ananas, die nur in den Treibhäusern gedeiht, in der freien Luft aber, zu Grunde geht.

An Voltaire.

Fürsten und Könige findet man in Ueberfluß, aber Virgile und Voltaires nur höchst selten.

An Voltaire.

Das heißt einen Narren allzu teuer bezahlen (300 Thaler Reisekosten usw. für Voltaire). Nie hat der Spazmacher eines großen Herrn solche Löhnung bezogen.

An Jordan 1740.

Wissenschaft — Aufklärung.

Ich Schide dir ein Mares Glidführ das von Teofrasten Paragelid komt, welches mir und alle die davon genommen haben wunder gethan hat, nir auhr von dieser Medecin, es bleibt aber keine Quackalberei darjhen sonstens benimt es einen bohr Sein lebe tage die Mänliche st.äfte der Liebe.

An Fredericksdorf.

Die Wissenschaften haben die Menschen immer menschlicher ge-

gemacht, indem sie ihnen sanfte Sitten und Gerechtigkeit einflößten und die Neigung zu Gewalttätigkeiten benahmen.

Zu Voltaires Henriade.

(Es ist nicht nötig) von den Kammern eine Liste von den Fischen zu erfordern: denn das wissen sie schon allerweges, was es hier im Lande für Fische giebt. Das sind auch durchgehends dieselben Arten von Fische, ausgenommen im Glageschen, da ist eine Art, die man Kaulen nennt, oder wie sie sonst heißen: die hat man weiter nicht. Sonsten aber sind hier durchgehends einerlei Fische, die man alle weiß und kennt, und darum ein Buch davon zu machen, würde unnötig sein, denn kein Menich wird wohl solche kaufen.

An Dr. Bloch, 27. März 1781.

Das Schießpulver, wie die Druderei haben mehr Uebles gestiftet, als Gutes.

An Voltaire.

Mit den Königen lebt man nicht mehr, wenn eine Handvoll Erde unsere Asche zugedeckt hat, aber mit allen schönen Geistern des Altertums unterhält man sich immer, weil sie auch noch mit uns durch ihre Bücher sprechen.

An Voltaire.

Das ist meine Hauptbeschäftigung, daß ich in den Ländern, zu deren Beherrscher mich der Zufall der Geburt gemacht hat, die Unwissenheit und die Vorurteile bekämpfe, die Köpfe aufkläre und die Sitten kultiviere und die Leute so glücklich zu machen suche, als die menschliche Natur es erlaubt und die Mittel, die ich darauf wenden kann, es gestatten.

An Voltaire, 16. Sept. 1770.

Daß die Schuhlmeister aufm Lande die religion und die moral den jungen Leuten lernen ist recht gut und müssen sie davon nicht abgehen, damit die Leute bei ihre religion bibisch bleiben und nicht zum katholischen übergehen, denn die Evangelische religion ist die beste und weit besser wie die katholische, darum müssen die Schuhlmeister sich Mühe geben, daß die Leute attachement zur Religion behalten.

Kabinettsorder vom 5. Sept. 1779.

Krieg.

Ich habe den Artikel: Krieg in der „Encyclopädie“ gelesen, und die Haut schauerte mir dafür. Wie mag ein Regent, dessen Truppen von einem groben blauen Tuch angezogen, und mit einem Hute, von einem weißen leinenen Bündel eingefast, bedeckt sind, nachdem er sie rechts und links hat Umkehr machen, wie mag der sie heißen, nach der großen Ehre zu ziehen, ohne den sehr ehrenhaften Namen eines Anführers öffentlicher Räuber zu verdienen? indem er ja nur von einem haufen Tagdiebe begleitet ist, welche die Rot zwingt, gemietete Scharfrichter zu werden, um unter ihm das ehrliche Handwerk des Straßenräubers zu treiben. Habt ihr vergessen, daß Krieg eine Landplage ist, die, indem sie alle Uebel um sich versammelt, ihnen noch alle Arten von Laster hinzufügt?

Wenn ich auch sagte: daß wir uns mit vieler Sorgfalt bereiten, Mauern zu zerstören, die mit großen Kosten aufgebaut sind, daß wir das erndten wollen, wo wir nicht gesät haben und die Herren und Meister spielen wollen, wo Niemand stark genug ist uns zu widerstehen, ihr würdet gewiß ausrufen: O ihr Granamen, ihr Räuber, ihr Unmenschen, die ihr seid! wißt ihr nicht, daß der heilige Mathäus im Cap. 12.20 Vers sagt: die Ungerechten kein Teil am Himmelreich!

An Voltaire.

Wenn ich die gehorsame Hut meiner Truppen anführe, und leite, so geschieht das immer auf Kosten des Gefühls meiner Menschlichkeit, welche von dem notwendigen Uebel leidet, dessen ich mich nicht zu entübrigen weiß.

An Voltaire.

Ich gebe Ihnen ein Problem zu lösen. Wenn man im Vorteil ist, soll man ihn für sich geltend machen oder nicht? Ich bin bereit mit meinen Truppen und mit allem, mache ich mir das nicht zu nutze, so halte ich ein Gut in meinen Händen, dessen Bestimmung ich verkenne, müße ich es aus, so wird man sagen, daß ich die Geschicklichkeit habe, mich der Ueberlegenheit, die ich über meine Nachbarn habe, zu bedienen.

Zu Bodewils 1740.

Meine Jugend, das Feuer der Leidenschaften, das Verlangen nach Ruhm, ja, um Dir nichts zu verbergen, selbst die Neugierde, mit einem Wort ein geheimer Instinkt, hat mich der Sägigkeit der Ruhe, die ich kostete, entrisen, und die Genußtunng, meinen Namen in den Zeitungen und dereinst in der Geschichte zu lesen, hat mich verführt.

An Jordan 1740.

(Schluß folgt.)